

Werk

Titel: Wiederherstellung des Doms in Königsberg i. Pr.

Autor: Dethlefsen

Ort: Berlin

Jahr: 1903

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0005|log87

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

des Antichrists, symbolisiert durch die menschenähnliche Alraunwurzel, die „Mandragora“. — Auf Grund dieses Kommentars glaubt Endres auch im Bildschmuck des Regensburger St. Jakobs-Portales das „Hohe Lied“ wiederzuerkennen. Die an den Seitenwänden der Türöffnung in der Mitte tronenden Gestalten sind Christus = Salomo und Maria, bezw. die im Bund mit Christus, dem Friedensfürsten, erlöste Menschennatur. Dieser Bund selbst wird ganz im Sinne des geistlichen Liebesliedes aufgefaßt: die Liebespaare, welche die Gestalt der mystischen Braut Maria umgeben, nehmen darauf unmittelbar Bezug. Auf der anderen Seite aber ist der himmlische Bräutigam von phantastischen Tieren begleitet, die in der Sprache des Physiologus als Verkörperungen weltlicher Macht erscheinen und Christi Sieg über den Tod verkünden. Endres will diese Andeutungen sogar auch bis in die benachbarte Pflanzenornamentik verfolgen, indem er die Pflanzenreliefs der rechten Portalseite auf den „Sponsus“, die der Linken auf die „Sponsa“ bezieht. Das geht wohl zu weit. — Die seltsamsten Gestalten des Portals befinden sich unterhalb der beiden Hauptbilder, über der Mitte des Sockelgesimses: links eine Sirene über einem Löwen, rechts drei aneinandergedrängte Männer, und ein unförmliches, menschenartiges Gebilde mit wurzelartigen Beinen, „von allen diesen Rätselfiguren die rätselhafteste“. Auch hier gewinnt Endres innerhalb seines Erklärungsversuches einigen Anhalt. Die verkrüppelte Gestalt ist ihm das Symbol der im Hohen Lied genannten „Mandragora“, die Alraunwurzel, von der alle mittelalterlichen Kommentatoren sagen, sie habe die Gestalt des menschlichen Körpers. Und diese Alraunwurzel erscheint hier, dem Gedanken des „Hohen Liedes“ entsprechend, neben drei „heiligen Lehrern“, denen sie ihre Wunderkraft verleiht, auf daß sie ihre Mission erfüllen. Diesem Bild von der Verbreitung des wahren Glaubens tritt in dem Meerweib der andern Seite das Heidentum gegenüber.

Ueber die Art, wie die bildende Kunst des 12. Jahrhunderts den phantasievollen Worten des Honorius unmittelbar folgte, geben die Abbildungen seines Textes selbst Aufschluß. In der Tat fehlt es zwischen diesen Miniaturen — die wichtigsten in der Staatsbibliothek in München und in der Wiener Hofbibliothek — und den Bildwerken des Regensburger Portales, nicht ganz an verwandten Zügen, vor allem in der Darstellung der „Mandragora“ und der drei dem Bräutigam, Christus, gleichsam als Trauzugegenen gesellten „Amici“. Allein Endres selbst gesteht zu, daß diese Beziehungen nicht ausreichen, um die Gemeinsamkeit der Quelle für die Buchmalereien und Bildwerke mit voller Sicherheit zu erweisen.

Das Endergebnis geht füglich über eine wissenschaftlich wahrscheinlich gemachte Vermutung nicht hinaus. Aber die ganze Studie bleibt doch höchst wertvoll. Eine Reihe von Einzeldeutungen, die sie bringt, sind völlig einleuchtend — u. a. die

Erklärung der neben der Eingangspforte eingemeißelten Gestalt eines liegenden Mönches mit großem Schlüssel und der Beischrift „Rydan“ als Bild des Meisters des Portales selbst, der sich hier — noch demütiger als „Bruder Diemar“ an der schönen Dominikanerkirche in Regensburg — verewigt hat und neben dem Eingang die Worte des Hohen Liedes zu sprechen scheint: „den Riegel meines Tores öffnete ich meinem Geliebten“. Die ganze Forschungs- und Darstellungsweise von Endres, an der man die innigste Vertrautheit mit dem kirchlichen Gedankenkreis des 12. Jahrhunderts in jeder Zeile spürt, erweckt Vertrauen. Mag das Licht, das er bringt,

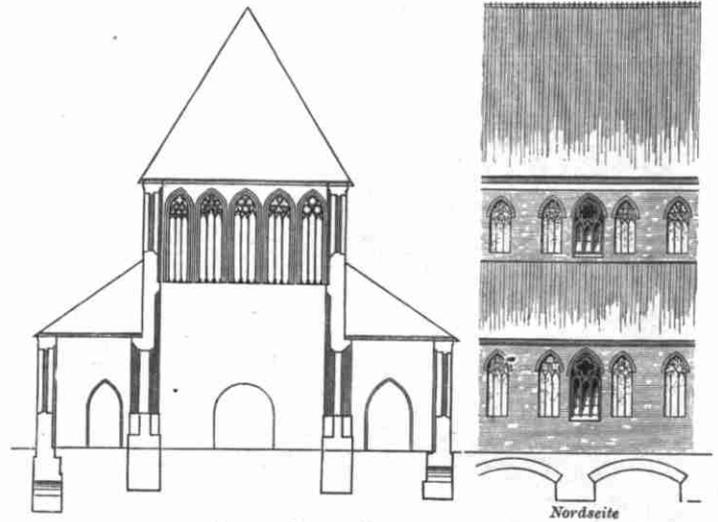


Abb. 1. Erster Bauzustand. Querschnitt durch die Laienkirche. Blick nach Westen.

Abb. 2. Langhaus im ersten Bauzustande.

Dom in Königsberg i. Pr.

über das Dunkel dieser Portalbildwerke vorerst auch nur einen Dämmerchein breiten: der Weg, von dem aus Endres an diese schwierigste „ikonographische“ Aufgabe heranschrilt, ist zweifellos der richtige. Und das Studium dieses stellenweis besonders schön geschriebenen, gut illustrierten Buches ist auch dem heutigen Architekten, der sich im Kreis mittelalterlicher Formen bewegt, angelegentlich zu empfehlen.

Berlin.

Alfred G. Meyer.

Wiederherstellung des Doms in Königsberg i. Pr.

Gegenwärtig wird der Dom in Königsberg i. Pr. wiederhergestellt. Bei dieser Gelegenheit ist zunächst der Verputz späterer Zeiten abgeschlagen worden, um den ursprünglichen Rohbau wieder festzustellen. Dabei fand sich ein solcher Zustand äußerster Baufälligkeit des ganzen Gebäudes, wie er wohl nur selten an einem noch in Benutzung stehenden Bau vorkommt. Der Grund für diesen bedauerlichen Befund konnte, neben einer argen Vernachlässigung des Gebäudes seit Jahrhunderten, nur in einer schlechten Fundierung auf dem vorhandenen ebenfalls schlechten Untergrund gesucht werden. Die in jüngster Zeit vorgenommenen eingehenden Untersuchungen haben diese Vermutung voll bestätigt. Der gute Baugrund steht erst in über 20 m Tiefe an. Ueber ihm liegen Ton- und Schlickschichten von verschiedener Festigkeit; in etwa 3,00—4,00 m unter Erdgleiche eine Torfschicht. Diese Torfschicht ist merkwürdigerweise als tragfähig genug angesehen worden, um die Grundmauern des schweren Gebäudes im wesentlichen aufzunehmen.

Den Dom wollte von Anbeginn sein Gründer, der Samland-Bischof Johannes, als starke, befestigte Anlage ausführen. Sobald der Bau selbst diesen Plan aber erkennen ließ, erhob der Hochmeister des deutschen Ordens, Herzog Luther von Braunschweig, Einspruch, und eine Urkunde vom Jahre 1333 ist bis auf uns gekommen, laut deren sich der Bischof dem Willen des Ordens fügt. Diese Urkunde nun erwähnt die Grundmauern des Chores: prout nunc campestris lapides in muro Chori per circuitum sunt locati. Und in der Tat sind jetzt unter den zum Teil erheblich schwächeren Mauern die Grundmauern in der ganzen Stärke und in der gewohnten mittelalterlichen Bauart ohne Absätze festgestellt, welche die sturmfeste Mauer erhalten sollte. Sie gehen bis etwa 6,30 m

hinab, bestehen im wesentlichen aus „campestris lapides“ und sitzen ohne irgend welche Befestigung des Baugrundes hier unmittelbar auf der unter dem Torf anstehenden Schicht.

Da die Kirche bei der durch den Einspruch des Ordens veränderten Sachlage wesentlich schwächere Wände erhalten konnte, so änderte man auch die Art der Ausführung der Grundmauern, und zwar in recht auffallender Weise. Am ganzen übrigen Gebäude sind nämlich — für die Süd- und Nordwand der Laienkirche und die Türme in 4,50 m für die Nordwand in 3,20 m Tiefe — einzelne Pfeiler auf einer einzigen Lage beschlagener eichener Balken aufgesetzt, die in der Richtung der Mauer liegen, und kaum mit ihren Enden über die Pfeiler hinausragen. Diese Pfeiler sind dann durch kräftige $2\frac{1}{2}$ Stein starke Stichbögen, stellenweis mehrere übereinander, verbunden, und dieses Pfeilerwerk nimmt die ganze Mauerlast auf (Abb. 1—4). An einer einzigen Stelle ist eine kleine Gruppe von Spickpfählen festgestellt, im übrigen sitzt diese Konstruktion ohne jegliche weitere Befestigung des Baugrundes in dem Torf und auf den selbst in ihren festesten Lagen noch recht plastischen Schichten auf. Auch eine Verbreiterung der Grundmauern, wie sie uns bei dieser eigenartigen Bauweise zum mindesten nötig erscheint, ist nur in recht unregelmäßiger und unzureichender Weise in Anwendung gebracht worden. Dabei wechselt noch der Pfeilerabstand scheinbar regellos, und an der Nordseite läuft jetzt die Konstruktion sogar mit einem halben Bogen in dem bei Gelegenheit eines urkundlichen Einsturzes dieser Ecke wohl verstärkten Eckpfeiler hinein. Die freien Mittelpfeiler gehen absatzlos bis in eine Tiefe von rd. 3,00 m hinab, und sitzen hier ebenfalls auf einem etwas weiter vortretenden Schwellrost auf.

Man möchte sich fast wundern, daß das schwere Gebäude bei

dieser mangelhaften Gründung sich nun fast fünf Jahrhunderte hindurch überhaupt hat halten können. Eine Erklärung ist vielleicht darin zu finden, daß im Mittelalter dieses Ende der Dominsel abgeschlossen war, und daß auch der geringere in den späteren Jahrhunderten vorbeigeführte Verkehr auf den weichen pflasterlosen Straßen den Untergrund nicht sehr erschütterte, also eine gewisse Ruhelage für den auf den weichen Schichten schwimmenden Baukoloß bestehen ließ. Er ist doch immerhin noch nicht tiefer eingesunken, als daß das alte Westportalgewände jetzt 0,20 m in das niedrigste Grundwasser hinabgeht, und trotz der auch vor-

diese Nordwand, der bei weitem schönste und architektonisch wertvollste Teil der Fassaden, errichtet worden, und zwar da die wehrhafte Mauerstärke des ursprünglichen Bauplanes nun keinen Zweck mehr hatte, unter Verringerung derselben auf das Maß von 1,25 m. Die Verzahnung zur Fortführung des ursprünglichen Planes wurde nicht beseitigt. Die Strebpfeiler sind gleich mit ausgeführt worden. Dann ist aber der rührige Urheber des Baues, Johannes, entweder selbst schon sehr krank geworden, oder der Tod des Hochmeisters, der im Domchore beigesetzt werden sollte, trieb zur äußersten Eile an. So hat die Südseite des Chores eine

ganz wesentlich einfachere Ausbildung erhalten als die andere. Nichts fast ist hierher übernommen worden von den schönen Gliederungen der älteren Wand. Auf die Fertigung von Formsteinen hat man überhaupt nicht mehr gewartet, und an den wenigen Stellen, an denen sie hier nur vorkommen, sitzen im selben Motiv, im selben Sims, die verschiedensten Formen neben einander; Formen, die für ganz andere Zwecke bestimmt waren, deren ein Teil sogar sonst am Chore gar nicht vorkommt. Man nahm eben, was man gerade hatte. Vielleicht haben wir in einigen dieser Formen die letzten noch erhaltenen Reste der alten verlassenen Kirche, des ersten Domes, zu erblicken.

Die anschließende Predigtkirche ist dann von den Nachfolgern des Gründers unter offensichtlichen Mühen weiter geführt worden. Auch hier geben zwei Funde über den Bau fortgang Kunde. Zunächst sind an der Westwand des Hochschiffes zwei Blenden

gefunden worden, welche noch die alte Bemalung mit Maßwerkmotiven zeigen, und deren mehrfach abgesetzte Gewände wechselnd rot und schwarz bemalt sind mit aufgesetzten weißen Fugen (Abb. 4). Die Austragung ergibt, daß die Wand mit fünf solcher Blenden geschmückt gewesen ist (Abb. 1). Ein Ansatz, welcher zeigt, daß gleiche Nischen auch an den Längswänden saßen, ist vorhanden. Ferner wurde in den Umfassungswänden der Seitenschiffe eine Bogenarchitektur aufgefunden, die darauf hinweist, daß die Seitenschiffe ursprünglich niedriger gewesen sind als heute. Im südwestlichen Mittelschiffpfeiler ist auch noch der Anfänger des entsprechenden die Hochwand tragenden Bogens festgestellt worden. Die Blenden auf den Außenwänden dieser Seitenschiffe, auf der Nordseite jetzt zwei Reihen übereinander, auf der Südseite nur eine Reihe, doch von der Höhe der beiden nördlichen zusammen, und hergestellt unter Durchschlagen der oberen Abschlußbogen der unteren Reihe, lassen ebenfalls auf eine nachträgliche Erhöhung der Seitenschiffwände schließen (Abb. 2 u. 3). In dem unteren Teile der sehr tief hinabreichenden Fensterleibungen ist ferner hinter noch gotischer Aufmauerung dieselbe Färbung in schwarz und rot gefunden worden, wie die beschriebenen Blenden sie zeigen. An dem nordwestlichen Treppentürmchen ist ein Gemis erhalten, welches genau der Gesimshöhe der Seitenschiffwände der Basilika entsprechen würde. Nimmt man die an den Grundmauern festgestellten Unregelmäßigkeiten hinzu, so darf aus allen diesen Einzelheiten geschlossen werden, daß die Predigt-

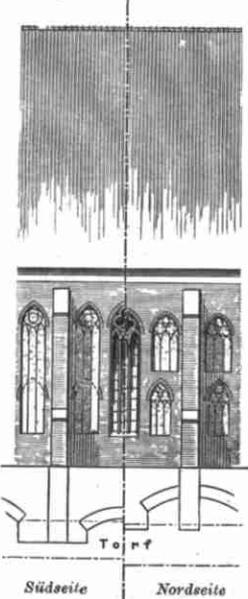


Abb. 3. Langhaus im zweiten Bauzustande.

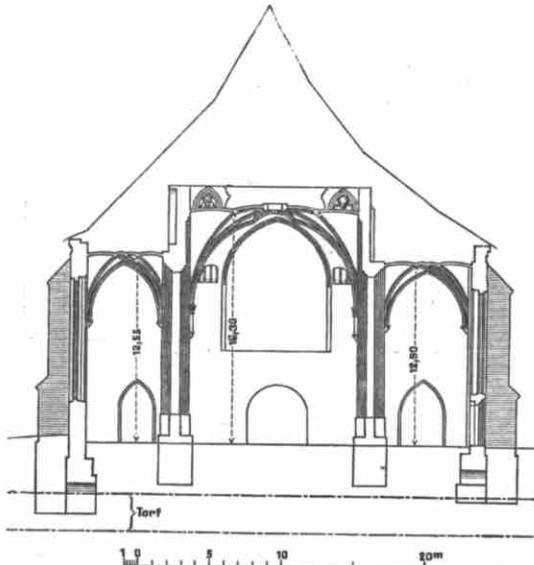


Abb. 4. Jetziger Bauzustand. Querschnitt durch die Laienkirche. Blick nach Westen.

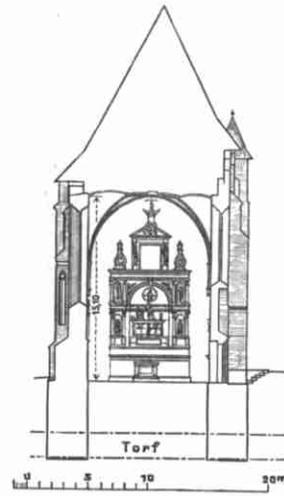


Abb. 5. Querschnitt durch den hohen Chor. Blick nach Osten.

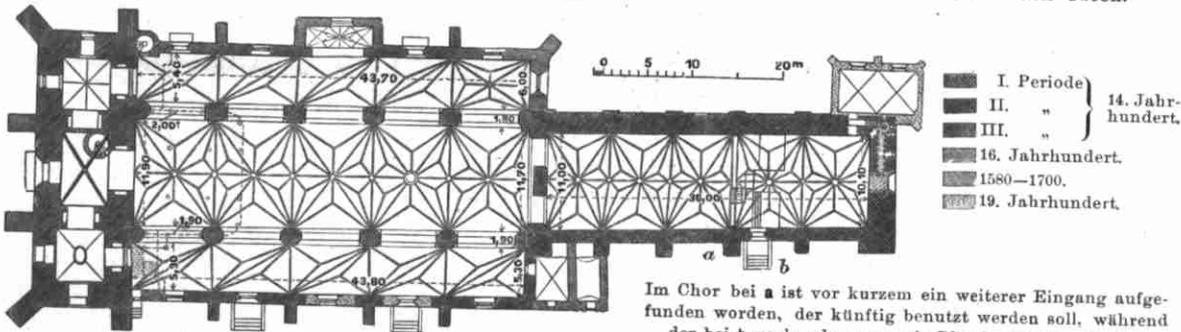


Abb. 6. Unterer Grundriß.

Dom in Königsberg i. Pr.

Im Chor bei a ist vor kurzem ein weiterer Eingang aufgefunden worden, der künftig benutzt werden soll, während der bei b vorhandene nur als Blende erhalten bleibt.

handenen Erhöhung des Geländes nur 1,67 m unter der heutigen Schwelle liegt. Jetzt allerdings geht eine sehr stark und von schwersten Lastwagen benutzte, mit Kopfsteinen gepflasterte Verkehrsader dicht am Dome vorbei, durch die das Gebäude fortwährend den ärgsten Erschütterungen ausgesetzt wird, ein Uebelstand, dem sich die von Anbeginn zweifelhafte Konstruktion nur noch in beschränktem Maße gewachsen zeigt, und dessen Behebung durch Ausführung einer anderen Pflasterung in erster Linie notwendig ist.

Die bei den Fundamentuntersuchungen gewonnenen Aufschlüsse in Verbindung mit einigen anderen Feststellungen geben nun eine Reihe von bemerkenswerten Anhaltspunkten zur Bestimmung der Zeitstellung des Domes und des ersten Bauvorganges überhaupt. In geschichtlicher Beziehung wissen wir, daß 1335 Hochmeister Luderus, 1344 der Bischof Johannes starb, und beide im Chore des Domes begraben wurden, daß 1344 Graf Wilhelm IV. von Holland den Bischof bat, mit seinen Pferden den Winter über im neuen Dome liegen zu dürfen, und endlich, daß 1378 der Bischof Bartholomäus in Italien starb, wohin er gegangen war, um in Rom eine Verlängerung der für den Dombau erwirkten Ablassbegünstigung zu erlangen. Am Bau selbst ist noch heute ersichtlich, daß im September 1333, der Zeit der vorerwähnten Urkunde, außer den Grundmauern des Chores auch die ganze Ostwand, und die Nordwand des Chores bis in 2,75 m Höhe, ausgeführt waren (Abb. 5 u. 6). In den folgenden Jahren ist dann wohl zunächst

kirche ursprünglich eine Basilika mit einer Holzdecke gewesen ist (Abb. 1). Nun aber gibt die aufgedeckte alte Bemalung einen für die Zeitstellung der Einwölbung der Predigtkirche, der Erhöhung der Seitenschiffe, der Auf- führung der Strebe- Pfeiler, kurz der abschließenden Herbeiführung desjenigen Zustandes, in dem das Mittelalter das Gottes- haus hinterließ, wic- htigen Aufschluß. Von der ersten Zeit, der die Holz- decke angehört, ist außer den genannten Resten nichts erhalten. Die Bemalung des zweiten Bau- abschnitts, desjenigen, welcher fast alle gemachten Funde angehören, steht zeitlich unmittelbar nach der Einwölbung.

Wie sich nun die Innenarchitektur des hohen Chores eng an die der oberen Kapelle der Marienburg anschließt, so auch der Charakter der zweiten Malerei. In ihren besten Stücken steht sie auch ebenbürtig neben Lochstädt, Juditten und Marienburg. Insbesondere die Bewaffung der erhaltenen Rittergestalten ist durchaus die der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Wir müssen deshalb diese Malerei, und somit auch den endlichen Bauabschluß noch in diese Zeit setzen. Bei der Gelegenheit wurden dann auch zwei neue Seitenportale eingebaut und die Fensterbrüstungen erhöht. Dieser zweiten Malerei angehörige Wap- penmalereien sind, ein schlüssiger Beweis für die Zeitstellung, auf einer der Ausmauerungen zur Er- höhung der Fenstersohl- bänke gefunden. Bei der größeren Höhe der Außen- wand konnten ja die Fenster wesentlich höher werden, so daß man in ihrem unteren Teile einiges an Lichtfläche ruhig opfern konnte. Zur Vollendung dieser Arbeiten hat also der Bischof 1378 noch so dringend der Verlänge- rung seines Ablassbenefi- ziums bedurft, daß er sel- ber nach Rom zog, sie vom heiligen Stuhle zu erlangen. Viel später kann der Erweiterungs- bau auch um deswillen schon nicht ausgeführt sein, weil noch die gleichen Ziegelformate, die gleichen Formsteine zur Ver- wendung gekommen sind. Der schnelle Wechsel in der Ausge- staltung des Baues gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man sich



Abb. 1 u. 2. Westseite des Hauptmarktes in Trier.



Abb. 2. (Anschluß an Abb. 1.)

Wettbewerb für Entwürfe zu Fassaden am Hauptmarkt in Trier.

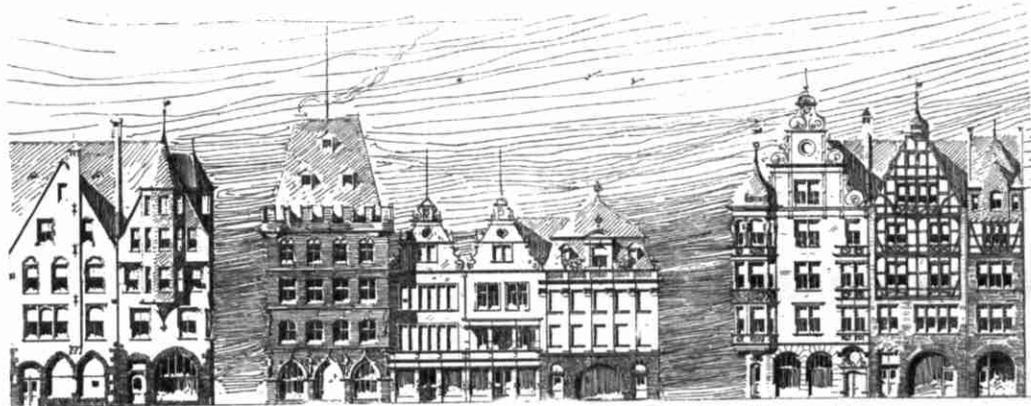


Abb. 3. Neue Fassaden an der Westseite des Hauptmarktes in Trier. Entwurf der Architekten Reitz u. Sievernich in Trier. (Maßstab 1:600.)

Teil der Altstadt von Trier mit dem Hauptmarkt und Umgebung.

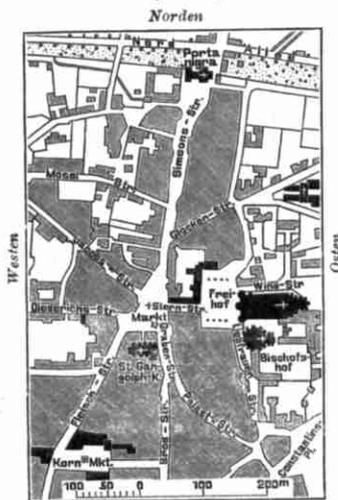


Abb. 4. Lageplan.



Abb. 5. Südseite des Hauptmarktes in Trier.

vergegenwärtigt, daß die erste, der jetzigen vorhergehende Dom- kirche in der Altstadt Königsberg, die erst zwischen 1297 und 1302 errichtet war, auch schon nach dreißig Jahren als zu klein wieder völlig aufgegeben wurde. Dethlefsen.